

**HANS ROBERT ROEMER**

Die Safawiden

Ein orientalischer Bundesgenosse des Abendlandes im Türkenkampf

## Die Safawiden

*Ein orientalischer Bundesgenosse des Abendlandes im Türkenkampf*

Von

HANS ROBERT ROEMER

Mainz

Die Erforschung der Geschichte des islamischen Orients bildet seit geraumer Zeit einen oft behandelten Gegenstand der europäischen Wissenschaft. Es ist verständlich, daß dabei Araber und Türken, vornehmlich die osmanischen Türken, also jene Völker, deren Bedeutung für die Geschicke des Abendlandes besonders augenfällig ist, im Mittelpunkt des Interesses stehen. Die Geschichte des islamischen Persiens dagegen hat viel geringere Beachtung gefunden. Seit Generationen galt Persien als die klassische Heimat orientalischer Dichtkunst, deren hervorragende Leistungen mit guten Gründen die schärfsten Geister des Abendlandes zu immer neuer Befassung anregten. Wenn es auch nahe gelegen hätte, den historischen Hintergründen so auffallender Leistungen menschlichen Geistes nachzugehen, so wurden doch Untersuchungen zur persischen Geschichte verhältnismäßig selten angestellt, ganz zu schweigen von einer maßgebenden Gesamtdarstellung. Erst in jüngster Zeit sind eine Reihe historischer Arbeiten entstanden, die auf eine Wandlung der traditionellen Auffassung hoffen lassen. Das soeben erschienene Buch von *Bertold Spuler*, „Iran in früh-islamischer Zeit“<sup>1</sup>, wird der wissenschaftlichen Diskussion zur persischen Geschichte neuen Auftrieb geben und eine solide Grundlage für weitere Forschungen bilden. Es behandelt die Zeit von der arabischen Eroberung bis zur seldschukischen Invasion (633—1055), also die durch das Chalifat und seinen vergeblichen Widerstand gegenüber nationalpersischen Regungen gekennzeichnete Epoche.

In den anschließenden Jahrhunderten ist es in Persien zur Entstehung mehrerer selbständiger Reiche gekommen, die durchweg ihr eigenes Gepräge gehabt haben und daher eine deutliche Epochengliederung der persischen Geschichte ermöglichen. Das letzte Reich in dieser Reihe, das weltgeschichtliche Bedeutung mit kulturellen Leistungen verband, ist der Safawidenstaat (1501—1722), der in den letzten Jahrzehnten wiederholt Gegenstand spezieller Studien gewesen ist<sup>2</sup>. Der Geschichte dieses eigentümlichen Staatswesens ist die folgende Darstellung gewidmet.

<sup>1</sup> *Bertold Spuler*, Iran in früh-islamischer Zeit (Franz Steiner, Wiesbaden 1952 [= Akademie der Wissenschaften und der Literatur — Veröffentlichungen der Orientalischen Kommission, Band 2]).

<sup>2</sup> Vgl. das Schrifttumsverzeichnis am Schluß dieses Aufsatzes.

Im 15. Jahrhundert sind die Geschicke des islamischen Vorderasiens durch die Auseinandersetzung um das Erbe Timurs bestimmt. Bei seinem Tode im Jahre 1405 gebot der tatarische Eroberer über ein Reich, das sich von den Grenzen Chinas und von Indien bis nach Anatolien und von Südrußland bis nach Syrien erstreckte. War es schon ihm selbst nicht beschieden gewesen, diesem riesigen Gebiet die Form eines festgefügtten Staatswesens zu geben, so vermochten seine Nachfolger nicht einmal, den Besitzstand zu wahren. Durch Thronstreitigkeiten und lang anhaltende Machtkämpfe leisteten sie seinem Verfall Vorschub. Nur im Osten konnten sie ihre Herrschaft noch längere Zeit behaupten. Hier entwickelte sich die im heutigen Afghanistan gelegene Stadt Herät zu einem Kulturzentrum ersten Ranges, das Timurs Ende um ein volles Jahrhundert überdauerte. In Anatolien, im Kaukasusgebiet, in Persien und Mesopotamien entstand ein buntes Gemisch sich befehrender Kleinstaaten, das man nicht zu Unrecht mit den politischen Verhältnissen der gleichzeitigen Renaissance im Abendlande verglichen hat. Im Jahre 1453 war den Osmanen, die sich längst von der Niederlage in der Schlacht bei Ankara (1402) erholt hatten, die Einnahme von Konstantinopel gelungen. Um die gleiche Zeit hatte sich um Tabriz eine stärkere Macht herausgebildet: das Turkmenenreich der Schwarzen Horde. Doch schon wenige Jahrzehnte später fiel sie einem andern Turkmenenstaat zum Opfer: der Weißen Horde. Ihr bedeutendster Herrscher, Uzun Hasan, ist im zeitgenössischen Europa als Bundesgenosse gegen die Türkengefahr bekannt und von sagenhaften Erzählungen umwoben worden.

Innerhalb dieses spannungsreichen Kraftfeldes zeichnen sich die Umrisse eines seltsamen Gebildes ab, das in der Geschichte des Orients sowie in der Auseinandersetzung des Morgenlandes mit dem Abendland eine entscheidende Rolle spielen sollte. Es ist der Ordensstaat der Safawiden. Seine Wurzeln gehen nicht auf politische Bestrebungen zurück, sie liegen vielmehr in einem Geheimbund verzückter Derwische. Diese Süfi-Gemeinschaft führt ihre Entstehung und das Geschlecht ihrer Ordensmeister auf den Scheich Şafi ad-Din zurück, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts bei *Ardabil* nahe der Küste des Kaspischen Meeres geboren wurde und diese Stadt hernach zum Mittelpunkt eines weitverzweigten Männerordens machte. Sein Sohn und Nachfolger hat dort mit der Errichtung des heute noch erhaltenen Stammesheiligtums begonnen. Şafi ad-Dins Stammbaum wird über zwanzig Geschlechterfolgen von Mūsā Kāzim, dem siebten Imam der Zwölferschia, hergeleitet. Der historische Beweis für die Richtigkeit dieser Ahnenfolge ist zwar nicht zu erbringen, doch ist sie nicht schlechterdings von der Hand zu weisen. Seine Anhänger haben jedenfalls keinen Zweifel daran gehabt und sie als Stütze ihres religiösen Eifers hingenommen. Scheich Şafi führte — und gleiches gilt auch für seine Nachfolger — ein Leben frommer Betrachtung bei Fasten und Gebet. Groß war die Zahl der ihm zugeschriebenen Wundertaten. Der Ruf der Heiligkeit brachte ihm beträchtlichen Zulauf sowie hohes Ansehen weit über die Grenzen seiner persischen Heimat hinaus. Über seine Lehre wissen wir so gut wie nichts. Wahrscheinlich hat er aber keine schiitischen Tendenzen vertreten. Diese

zeigen sich erst bei seinem Enkel Chōgā 'Alī († 1392). Von ihm wird berichtet, er habe sich in Traumgesichten mit den Imamen unterhalten.

Die „zwölf Imame“, deren erster der Chalif 'Alī (656—661) ist, gelten den Schiiten Persiens als die allein berechtigten Nachfolger des Propheten. Die Schiiten lehnen die ersten drei der vier rechtgeleiteten Chalifen als Usurpatoren ab und machen sie zum Gegenstand glühenden Hasses. Nach ihrer Auffassung hat der Prophet seinen Vetter und Schwiegersohn 'Alī zum Nachfolger bestimmt. Während die Sunniten für die Wählbarkeit des Chalifen eintreten, lassen die Schiiten nur aus dem Geschlechte 'Alis und damit von dem Religionsstifter Muḥammad stammende Nachfolger gelten, die jeweils vom Vorgänger bestimmt werden. Zwar gab es Schiiten in verschiedenen Teilen der islamischen Welt, das einzige Land aber, in dem die Schia zur Staatsreligion erhoben wurde, ist Persien, und zwar geschah dies eben durch die Safawiden, deren Geschichte uns hier beschäftigt. Gewiß war die Entstehung der Schia eine arabische Angelegenheit, allein die Tatsache ihres besonderen Erfolges gerade in Persien ist symptomatisch. Scheint es doch so, als entspreche die Bindung des Chalifates an ein bestimmtes Geschlecht einer persischen Neigung zum monarchischen Gedanken, während die Wählbarkeit des Chalifen, wie sie die Sunniten verlangen, eher der demokratischen Auffassung der Araber entspricht. Zudem berichtet Ja'qūbī, ein zuverlässiger Historiker des 9. Jahrhunderts, 'Alis Sohn, der Imam Ḥusain, sei mit einer Tochter des letzten Sasanidenkönigs Jazdgard III. (632—651) verheiratet gewesen, welcher Verbindung der Imam 'Alī mit dem Beinamen Zain al-'Ābidīn entsprossen sei.

Bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts sind die safawidischen Scheiche von Ardabil, die den Titel *Pīr* („Ältester“) oder *Muršid* („Leiter“) führten, nichts weiter als die geistigen Leiter ihrer Jüngerschaft. Erst Scheich Ğunaid, Ordensmeister seit 1447, ein unruhiger und unternehmungslustiger Mann, versuchte, die Schlagkraft der ihm blind ergebenen Derwische zu politischen Zwecken einzusetzen. Dies brachte ihn in Konflikt mit dem Herrn der Schwarzen Horde. Er wurde gezwungen, Ardabil zu verlassen, und begann nun ein Abenteuerleben, das länger als ein Jahrzehnt dauern sollte. In dieser Zeit tauchte er an verschiedenen Plätzen Anatoliens auf, begründete und leitete einige Zeit einen Šūfi-Konvent in einer alten Kreuzfahrerburg am Golf von Alexandrette, machte den fruchtlosen Versuch, das Kaiserreich Trapezunt zu erobern, und verbrachte schließlich drei Jahre am Hofe des Fürsten Uzun Ḥasan in Āmid, dem nachmaligen Dijārbekr. Die Freundschaft mit dem Herrn der Weißen Horde war für die künftigen Geschicke Persiens von größter Bedeutung, brachte sie doch den Scheich durch Heirat mit einer Schwester des Turkmenenherrschers in verwandtschaftliche Beziehung zu den dynastischen Kreisen Vorderasiens. Schließlich kehrte er nach Ardabil zurück, fiel aber schon kurze Zeit darauf (1460) im Kampf gegen den Gebieter von Schirwān.

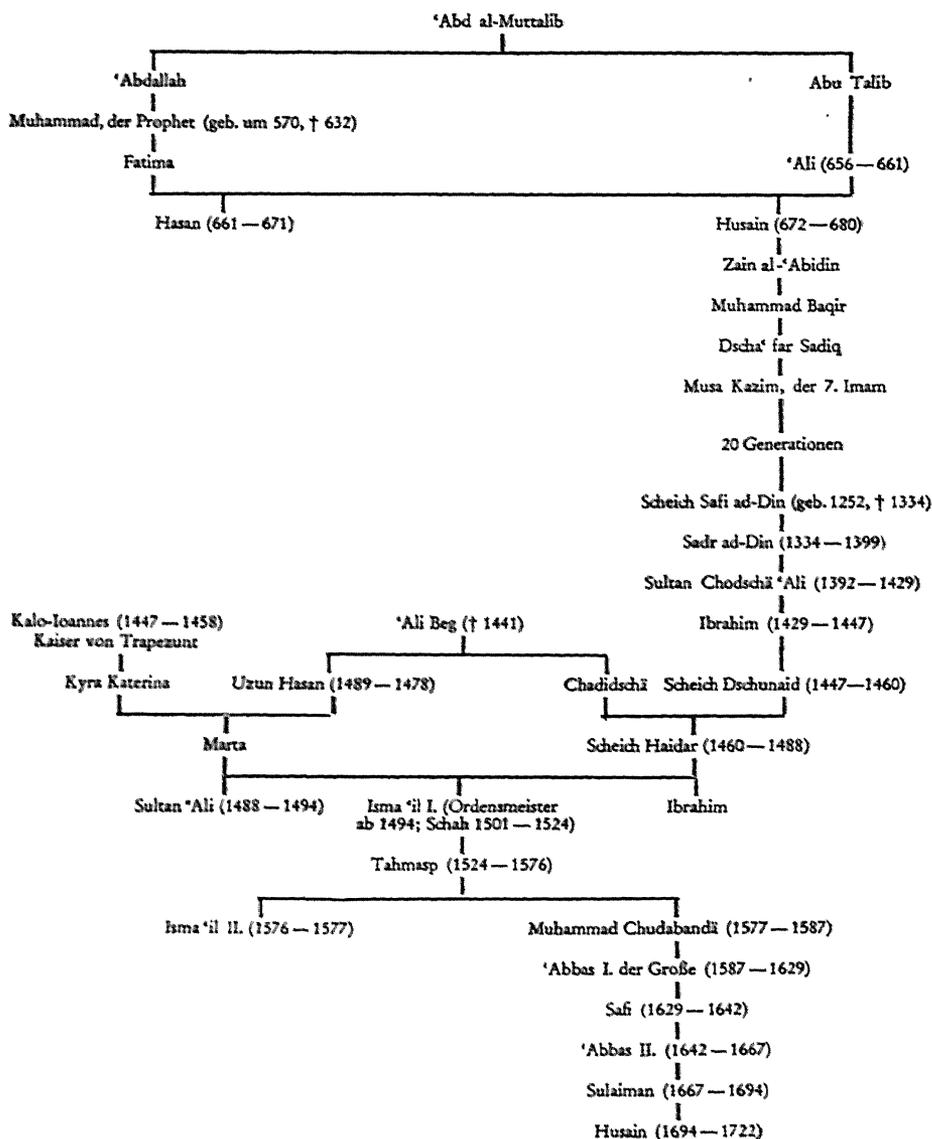
Auf Ğunaid folgte als Ordensmeister sein nachgeborener Sohn Ḥaidar, der am Hofe seines Onkels Uzun Ḥasan das Licht der Welt erblickte. Während der Neffe hier seine erste Erziehung genoß, brachte es der Oheim nach einer glimpflich ver-

laufenen Auseinandersetzung mit den Osmanen, in die ihn eine Allianz mit dem Papst verstrickt hatte, zu gewaltigen Erfolgen. Er vernichtete die Schwarze Horde und konnte nun seine Hauptstadt nach Tabriz verlegen. Im Jahre 1469 gelang es ihm, den mit überlegenen Kräften gegen ihn anrückenden Herrscher von Turkistân und Churāsân, Abū Sa'îd, den letzten Nachfolger Timurs in Samarqand, vernichtend zu schlagen. Diese Siege brachten ganz Persien und Mesopotamien in seine Hand. Damit ist das Reich der Weißen Horde zur Großmachtstellung aufgerückt.

Nach der Vernichtung Abū Sa'îds besuchte Uzun Ḥasan Ardabil und führte bei dieser Gelegenheit den neunjährigen Scheich Haidar in sein Amt als safawidischer Ordensmeister ein. Sein Auftreten führte zu neuer Belebung des Ordens, der durch den Tod seines Vaters Gunaid einen empfindlichen Rückschlag erlitten hatte. Die Verwandtschaft und Gewogenheit des mächtigen Herrschers von Tabriz mögen das ihrige zum Ansehen des jungen Scheich beigetragen haben, besonders als er, noch nicht achtzehn Jahre alt, mit seiner Base, der Fürstin Marta, vermählt wurde, einer Tochter Uzun Ḥasans und Enkelin des letzten Kaisers von Trapezunt. Die äußeren Voraussetzungen, unter denen Scheich Haidar daran ging, die Machtpläne zu verwirklichen, an denen sein Vater gescheitert war, sind also besonders günstig. Er richtete sein Augenmerk auf die Umgestaltung einer Anhängerschaft zu einem militärischen Instrument. Seine Hauptsorge galt der Bewaffnung der Ordensmänner. Wir sehen ihn persönlich in der Mönchskutte als Schmied bei der Herstellung von Waffen. Zu der blauen Derwisch-Kutte verlieh er seinen Jüngern einen roten Turban mit zwölf Windungen, auf die jeweils der Name eines Imams gestickt war. Anders als in Europa kommt im Orient der Kopfbedeckung hohe Bedeutung zu: sie besitzt mystische Kraft. Es ist also nicht verwunderlich, wenn die Ardabiler Mönche schon bald die Bezeichnung *Qyzylbâs*, d. h. „Rotköpfe“, erhielten. Etliche Zeit später erfahren wir aus italienischer Quelle, daß ganze Karawanen roten venezianischen Tuches, das der Herstellung dieser *Haidar-Kappe* diente, von Aleppo nach Persien gingen. Schon wenige Jahre schienen dem jungen Scheich ausreichend für die militärische Vorbereitung seiner Pläne. Aber er hatte sich über die wirkliche Schlagkraft seiner Truppe getäuscht. Seine Unternehmungen trugen ihm die Feindschaft seines Veters auf dem Throne von Tabriz ein, des Nachfolgers von Uzun Ḥasan. In der Entscheidungsschlacht gegen diesen fand er 1488 in tapferem Kampfe den Tod.

Er hinterließ drei Söhne, unter diesen Isma'îl, den Begründer des Safawidenreiches. Doch bevor wir uns dieser Reichsgründung zuwenden, wollen wir einen Rückblick auf die wichtigsten Erscheinungen der Vorgeschichte des safawidischen Herrscherhauses tun. Wir haben gesehen, wie der ursprünglich aus rein religiösen Motiven begründete Orden Scheich Şafis seit der Mitte des 15. Jahrhunderts allmählich politische Bedeutung gewinnt. Den ersten Schritt hatte Scheich Gunaid getan, dessen Abenteurerfahrten in Anatolien und Syrien wir gestreift haben. Er hatte es zuwege gebracht, sich mit Uzun Ḥasan zu verschwägern

STAMMTAFEL DER SAFAWIDEN



und so das Geschlecht der Ordensmeister in das dynastische Gefüge des Orients einzugliedern. Sein Sohn, Scheich Haidar, unternahm die eigentliche militärische Organisation des Ordens, wenn ihm dann auch der Erfolg versagt blieb.

Die drei Söhne des Scheich Haidar befanden sich beim Tode ihres Vaters in hoffnungsloser Lage. Es scheint so, als habe sie der turkmenische Herrscher um ihrer Mutter willen verschont und sich mit ihrer Einkerkung in einer Festung der Provinz Färs begnügt. Ihre Freilassung verdankten sie den Machtkämpfen, die

bei der Vakanz des Thrones der Weißen Horde ausbrachen. Der Älteste von ihnen, der die Leitung des Ordens übernommen hatte, fand bei diesen Auseinandersetzungen den Tod. Unter staunenerregenden Zufälligkeiten glückte die Rettung Isma'îls. Getreue Anhänger hielten ihn vor den Häschern des Tabrizier Machthabers in Lâhiğân an der Küste des Kaspischen Meeres verborgen. Im jugendlichen Alter von nicht ganz 13 Jahren brach er 1499 von dort auf, das Reich seines Großvaters Uzun Hasan zu erobern. Gewiß war damals die herrschende Linie der Weißen Horde in unaufhaltsamem Verfall begriffen. Dennoch wiegt Isma'îls Leistung nicht gering: sie läßt sich nicht allein durch die bedingungslose Hingabe seiner Jünger erklären; gewiß lagen auch in der Person des jungen Eroberers ungewöhnliche Kräfte, wie sie in den zeitgenössischen Quellen legendäre Ausschmückung erfahren haben.

Werfen wir nun einen Blick auf die safawidische Ordensgemeinschaft. Ihre Anhänger waren über das weite Gebiet von Anatolien und Persien bis nach dem fernen Oxus verbreitet. Sie gehörten zum größten Teil der türkischen Rasse an. Die in Ardabil ansässigen *Rûmlu* gehen auf eine Gruppe von anatolischen Kriegsgefangenen zurück, die Timur auf dem Rückmarsch von seinem kleinasiatischen Feldzug dem damaligen Ordensmeister zum Geschenk gemacht hatte und denen ein bestimmtes Stadtviertel von Ardabil zur Ansiedlung zugewiesen worden war. Im übrigen lag der Schwerpunkt der Qyzyłbaş in den Landschaften des südlichen Anatoliens und Syriens. Verhältnismäßig früh zeigen die safawidischen Derwische eine stammesmäßige Organisation. Sie sind in eine Reihe von Stämmen gegliedert, deren Gefüge in der ersten Zeit, die uns bisher beschäftigte, nur schwach, später aber immer deutlicher in Erscheinung tritt. Nach Ausweis ihrer Stammesnamen, deren Aufzählung wir uns ersparen wollen, und soweit sich über ihre Herkunft überhaupt sichere Angaben machen lassen, kommen sie überwiegend aus Anatolien. Ihre Ausbreitung hat man sich nach Art einer Diaspora vorzustellen. Die Verbindung mit der Zentrale in Ardabil war durch ein gut funktionierendes Nachrichtensystem gewährleistet. Im übrigen wurde sie durch „Stellvertreter“ (*Chalifä*) aufrechterhalten, die die Weisungen der Ordensmeister übermittelten, Novizen warben und die örtlichen Gemeinschaften leiteten.

Auf die Kunde vom Aufbruch des jungen Isma'îl, ihres Meisters, eilen nun diese Jünger von allenthalben herbei, um sich am Kampf um die Macht zu beteiligen. Ihre Begeisterung, ihr religiöser Fanatismus ist so groß, daß viele von ihnen ohne Rüstung in den Kampf ziehen. Im Jahre 1501 hält Isma'îl seinen Einzug in Tabriz. Am Vorabend seiner Krönung zum König beschließt er, das schiitische Bekenntnis in den Moscheen ausrufen und die drei ersten Chalifen öffentlich verfluchen zu lassen. Dies halten selbst seine geistlichen Ratgeber für ein allzu großes Wagnis; denn zwei Drittel der zwischen zwei- und dreihunderttausend Einwohner zählenden Stadt bekennen sich zur Sunna. Bei allgemeiner Erhebung würden also die Şüfis schwerlich Herren der Lage bleiben. Isma'îl aber setzt sich in blindem Glaubenseifer über diese Bedenken hinweg, und es gelingt ihm tatsächlich, im Ver-

trauen auf das Schwert, den einmal gefaßten Plan zu verwirklichen. Die folgenden Jahre bringen seinen unaufhaltsamen Siegeszug durch ganz Persien. Ein volles Dutzend kleiner und kleinster Potentaten erhebt damals Anspruch auf die Alleinherrschaft. Wenn auch mancherorts der Boden durch schiitische Propaganda vorbereitet ist, so werden dennoch nicht überall Isma'īls Scharen wie in Kāšān von einer seit je schiitischen Bevölkerung jubelnd begrüßt; die meisten Rivalen erheben sich zum Kampf. Unbelehrbaren Sunniten treten die Qyzyłbaš mit grausamer Härte entgegen. Weder Theologen noch Gelehrte, nicht einmal Dichter, die das schiitische Bekenntnis verweigern, finden Pardon.

Wir versagen es uns, den jungen König bei seinen Unternehmungen zu begleiten, die in rund einem Jahrzehnt ganz Persien und Mesopotamien unter seine Gewalt bringen. Statt dessen betrachten wir das Bild dieses eigenartigen Mannes nach den Quellen. „Sehr hübsch von Aussehen“, stellt ein venezianischer Kaufmann fest, „nicht zu hoch gebaut, wohl aber von angemessenem Wuchs, beleibt, breitschultrig, von ziemlich heller Gesichtsfarbe und glatt rasiert bis auf den Schnurrbart.“ So weit unser Gewährsmann. Was besonders an der Erscheinung dieses Schahs aus griechisch-türkischem Geblüt auffiel, war sein rötliches Haar. Man rühmt an ihm Anmut, wahrhaft königliche Haltung, Huld und Leutseligkeit. Als kräftigster Recke seines Heeres, als treffsicherer Bogenschütze holte er beim Wettschießen von zehn Äpfeln sieben herunter. \*

Dieses angenehme Äußere war mit entsprechenden Charaktereigenschaften gepaart. Schnell begreifend und klug, verachtete Isma'īl die Schar der Schönredner, Schmeichler und käuflichen Verskünstler, wie sie den orientalischen Herrscher zu allen Zeiten umgeben hat. Auf der Jagd und in den Schlachten legte er erstaunliche Proben persönlichen Mutes ab. Der königliche Knabe erlegte den Bären, der Jüngling wagte sich an den Löwen und schreckte auch nicht vor überlegenen Feinden zurück. Isma'īls nächste Rittertugend war die Freigiebigkeit. Sie ging so weit, daß seine Kassen gewöhnlich leer waren und er sich selbst bei der Verteilung unermesslicher Kriegsbeute vergessen konnte. Freilich mögen seine Beweggründe nicht immer frei von Eigennutz gewesen sein; verschaffte ihm doch der Ruf der Freigiebigkeit manchen eher berechnenden als enthusiastischen Anhänger. Um so höher stieg mit wachsendem Erfolg die Begeisterung seiner echten Jünger, die in ihrem König und Meister ein göttliches Wesen erblickten.

So fehlt es im Charakterbild des safawidischen Reichsgründers an sympathischen Eigenschaften keineswegs. Doch weist es auch eine Reihe von abstoßenden Zügen auf. Von seiner religiösen Unduldsamkeit und der rücksichtslosen Grausamkeit, mit der das schiitische Bekenntnis zur Staatsreligion erhoben wurde, war bereits die Rede. Immerhin läßt sich dafür noch die Staatsräson ins Feld führen; nicht so, wenn es sich um unnötige Gewalttaten handelt: in Tabrīz ließ er 300 Dirnen zusammenreiben und auf öffentlichem Platze in Stücke hauen. Die Angehörigen eines besiegten Widersachers übergab er, Männer wie Frauen, dem Henker. Einen turkmenischen Prinzen, der durch Verrat in seine Hand geraten war, enthauptete er

eigenhändig. Gegen einen Empörer wandte er folgendes raffinierte Verfahren an: er bestrich ihn entblößten Leibes mit Honig, setzte ihn in einem eisernen Käfig den Wespen aus und überantwortete ihn schließlich dem Scheiterhaufen. Auch wissen wir von Gräber- und Leichenschändungen, die auf Isma'îls Geheiß verübt wurden.

Gewinnende Vorzüge mit abstoßenden Fehlern, vereinigt in einer Person, der echter Idealismus nicht abzusprechen ist, dies ist das Bild Schah Isma'îls, eines orientalischen Herrschers seiner Zeit.

\*

Der bisher beobachtete Vorgang der Reichsgründung gehört — so können wir sagen — dem innerpersischen Schauplatz an: im Grunde war es nichts anderes als die Übernahme des Reiches der Weißen Horde durch ein neues Herrscherhaus, wenn man will, durch eine Seitenlinie des bisherigen; denn Isma'îl war ja der Enkel Uzun Ḥasans. Bemerkenswert ist dieses Geschehen allerdings durch das Mittel der Machtergreifung, bestand dies doch in der Ausnutzung einer religiösen Geheimlehre, die ihre Bekenner zu höchster Hingabe und Bereitschaft begeisterte; bemerkenswert aber auch durch die Persönlichkeit Schah Isma'îls.

Auf die Dauer konnten so bedeutsame Ereignisse nicht ohne internationale Auswirkung bleiben. Das gilt zunächst für den Osten Persiens. Dort entfaltete seit 1500 Sybānī Chān, der Herr von Buchārā, eine rege politische Tätigkeit. Ernste Auseinandersetzungen mit den Timuriden hinderten ihn nicht daran, Schah Isma'îl immer wieder zur Entscheidung aufzurufen, die dann, als sie im Sommer 1510 erfolgte, für den Herausforderer mit der Niederlage und dem Tod endete.

Die türkischen Sultane hatten den Safawiden, so lange diese noch nichts anderes als eine religiöse Gemeinschaft waren, mit Wohlwollen gegenübergestanden. Im 15. Jahrhundert waren in Ardabil alljährlich reiche Spenden, sogenanntes Lampengeld (*čyraq aqčesi*), aus Brussa eingetroffen. Damals konnte der aus Ardabil verbannte Scheich Ğunaid den Großherrscher um Asyl angehen. Noch Bajezid II. fühlte sich bemüßigt, Isma'îl zur Eroberung der Provinzen Fārs und 'Irāq zu beglückwünschen. Anders der seit 1512 herrschende Sultan Selim I.: als Staathalter von Trapezunt hatte er, ein sunnitischer Eiferer, die Verhältnisse im Osten kennengelernt und war sich der Gefahr eines so mächtigen Nachbarreiches bewußt. Dazu übte zweifellos die Erinnerung an Isma'îls gegnerische Parteinahme in seinem Kampf um die türkische Thronfolge ihre Wirkung aus. Als es dann noch zu einer Empörung der in Anatolien lebenden Qyzyldaş kam, zeigte sich die ganze Gefährlichkeit der Entwicklung an der Ostgrenze des türkischen Reiches. Selim handelte unverzüglich und befahl eine allgemeine Schiitenverfolgung, bei der 40000 Qyzyldaş den Tod fanden. Im Jahre 1514 stieß das osmanische Heer in der Ebene von Ćaldirān zwischen Tabrīz und dem Urmia-See auf die Streitmacht Isma'îls. Gegenüber der besseren Ausrüstung der Türken, vor allem ihrer Artillerie, versagte der Heldenmut der Qyzyldaş. Isma'îl wurde vernichtend geschlagen und

mußte sein Frauengefolge in der Hand des Feindes lassen. Seine Hauptstadt Tabrīz wurde besetzt, wenn auch bereits nach wenigen Tagen wieder geräumt; doch Kurdistan, Armenien und das Zweistromland bis Moşul kamen unter türkische Hoheit.

Innere Schwierigkeiten hinderten den türkischen Sultan an der Ausnutzung seines Sieges. Er begnügte sich mit dem errungenen Gebietszuwachs, ohne den entscheidenden Schlag gegen das safawidische Reich zu unternehmen. Als Isma'īl, erst 37 Jahre alt, 1524 die Augen schloß, stand seine Gründung fest genug, um auch unter weniger fähigen Herrschern äußeren und inneren Bedrohungen standzuhalten. In den kommenden Jahrzehnten wiederholten sich die Türkenkämpfe, wobei die Initiative ebenso wie das Schlachtenglück ständig wechselte.

Nicht weniger bewegt war das Verhältnis zu dem östlichen Reichsfeind, den Ozbeken, deren Einfälle, häufig im Einvernehmen mit der Pforte, der persischen Ostmark Churāsān schweren Schaden zufügten. Daneben kam es zu zahlreichen Feldzügen gegen die Georgier, deren christlicher Glaube den Vorwand zu immer neuen Auseinandersetzungen lieferte. Die Einzelheiten all dieser Unternehmungen interessieren hier nicht.

\*

Wir erinnern uns: die Safawiden hatten ihre Macht durch die Stoßkraft ihrer Ordensmänner begründet. Die Bindung der Qyzyłbaş an den Herrscher war zweifacher Art: sie sahen in ihm ihr weltliches und gleichzeitig ihr geistliches Oberhaupt. Ihr Schlachtruf lautete:

*Qurbān oldyğym pīrüm, mürşidim!*

Mein geistiger Führer und Meister, dessen Opfer ich bin!

Doch nicht nur dies, die ersten Safawidenkönige betrachteten sich als die lebende Verkörperung der Gottheit. Für Isma'īl I. wissen wir dies aus den von ihm selbst verfaßten Gedichten. Dieser Anspruch fand bei ihren Anhängern, die ganz überwiegend türkische Nomaden und von geringer Bildung waren, bereitwillige Annahme. Selbst ein unbedeutender Herrscher wie der lange regierende Schah Tahmāsp, Isma'īls Sohn und Nachfolger, der mit seinem Vater so gut wie nichts gemein hatte, besaß dank dieser Doppelrolle die Liebe und Zuneigung seiner Untertanen. Dieser Mann, dem im übrigen Geiz und Frömmerei sowie Mangel an Mut nachgesagt werden, erfreute sich nicht nur bei der breiten Masse, sondern auch in Kreisen des Hofes göttlicher Verehrung.

Wie gestaltete sich nun der Aufbau des Staates im Schatten dieser sakrosankten Königsmacht?

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir weiter ausholen. Schon seit Beginn des 10. Jahrhunderts spielte bei allen Staatswesen auf persischem Boden die eigenartige Zusammensetzung der Bevölkerung eine bedeutsame Rolle. Auf der einen Seite waren es die alteingesessenen Iraner, auf der andern zugewanderte Türken. Die Iraner stellten die seßhafte Stadt- und Dorfbewohnerschaft sowie

halbnomadische Bergvölker, die Türken waren Eindringlinge von nomadischer Lebensweise: Krieger und Viehzüchter. In größerem Umfange hatte eine türkische Zuwanderung unter den Sāmāniden (864—999) begonnen, die ihre Herrschaft auf türkische Truppen stützten. Im 11. Jahrhundert waren die türkstämmigen Ghuzz über ganz Persien bis nach Mesopotamien und Kleinasien geflutet. Ihren Herrscher-geschlechtern, den Seldschuken, waren Staatsgründungen von Bedeutung geglückt. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts war ein Schub chōrezmischer Türken gefolgt, der allerdings ohne nachhaltige politische Wirkung geblieben war; die Reste dieser Chōrezmier hatten sich bis nach Ägypten, Syrien und Kleinasien zerstreut. Auch die Mongolen im 13. sowie zu Ende des 14. und im 15. Jahrhundert Timur und seine Nachkommen hatten eine Stärkung des türkischen Bevölkerungsteiles bewirkt. Die beiden eingangs erwähnten turkmenischen Herrscherhäuser der Schwarzen und der Weißen Horde schließlich hatten eine Bewegung der Turkstämme Kleinasiens, Armeniens und Mesopotamiens in umgekehrter Richtung, nach Osten, eingeleitet. Die Safawiden als Erben dieser beiden Staatswesen vollendeten diese Entwicklung: durch ihre Reichsgründung strömten aufs neue türkische Volksteile aus dem Westen zurück nach dem iranischen Hochland. Damit tritt aber auch die Auseinander-  
setzung zwischen Iranern und Türken in eine neue Phase ein.

Hatten die Qyzylbaš, deren Organisation wir als Sammelbecken ostwärts strebender Türken kennengelernt haben, kampfestüchtig ihrem Herrn zur Krone verholffen, so kam ihnen nun nach erfolgter Gründung des Reiches die Aufgabe zu, seinen Bestand zu sichern. Den Emiren, den Generälen jener Zeit, wurden die militärischen Staatsämter übertragen und Statthalterschaften in den Provinzen zu Lehen verliehen. Bei der Ausübung ihrer Amtsobliegenheiten stützten sie sich auf die Angehörigen ihrer Stämme. Im Frieden hatten sie gewisse Abgaben zu entrichten, den Kriegsdienst versahen sie persönlich mit den Wehrmännern der Stammesgemeinschaft. Das heißt: das safawidische Reich trug den Charakter eines Lehensstaates.

Lagen die entscheidenden Staatsstellungen in Händen dieses im wesentlichen türk-rassischen Schwertadels, so kam doch auch der alteingesessenen Bevölkerung, den Iranern, eine Rolle im Staatsleben zu. Sie stellten die eigentlichen Verwaltungsbeamten, für die nur ihre Angehörigen als „Herren der Feder“ und Kenner der örtlichen Verhältnisse in Frage kamen, also die große Zahl der Wesire, sogar den Reichshofkanzler. Die Ämterbesetzung erfolgte also nach dem Schema: türkischer Emir — iranischer Wesir.

Wohl mögen die Iraner in der ersten Zeit nach der Reichsgründung die Qyzylbaš als Beschützer betrachtet und mit ihrer Assimilierung begonnen haben, dennoch klafft von Anfang an ein Zwiespalt zwischen den Trägern der safawidischen Macht und der einheimischen Bevölkerung. Es war nicht so sehr der Unterschied der Sprache und des Blutes, die Qyzylbaš stellten — und dies wog schwer — die herrschende Schicht, die Iraner waren die Beherrschten. Trotz ihres Anteils an der Staatsverwaltung hatten sie zu den wichtigsten Ämtern keinen Zugang. Voraus-

setzung dafür war ja der Waffendienst, von dem sie ausgeschlossen waren. Da die Iraner diese Zurücksetzung stark empfanden, entwickelte sich ein Gegensatz, fühlbar schon unter Schah Ṭahmāsp, in aller Schärfe bei den Thronstreitigkeiten nach seinem Tode. Dieser turko-iranische Antagonismus führte nach dem blutigen Zwischenspiel der Willkürherrschaft Ismaʿils II. zu einer Auseinandersetzung die unter der 1577 beginnenden Herrschaft Muḥammad Chudābandās dramatische Formen annahm. Dieser Großkönig, ein Sohn Schah Ṭahmāsp, war nahezu blind und besaß keine Eignung für sein hohes Amt. Unbekümmert um die Staatsgeschäfte, überließ er die Regierung seiner tatkräftigen Gemahlin, einer Prinzessin aus māzandarānischem, also nichttürkischem Hause. Ihre qyzylbašfeindliche Politik trug ihr die Feindschaft der Emire ein, denen das Frauenregiment ohnehin verhaßt war. Sie lehnten sich gegen das Herrscherhaus auf, verschworen sich und erdrosselten die Fürstin im königlichen Harem.

Bedeutet dieser Mord für den Konflikt zwischen Qyzylbaš und Iranern vorerst nur ein Symptom beginnenden Verfalls, für das safawidische Herrschaftssystem ist er ein Sturmzeichen: er kündigt die unaufhaltsame Auflösung der Herrschicht an. Diese Verschwörer sind nicht mehr die Ordensmänner von ehemals, die in der Preisgabe des Lebens noch das geringste Opfer für ihren Herrn und Meister erblickten. Geschwunden ist die Begeisterung für das Šūfi-Ideal der Reichsgründungszeit, geblieben nur Stammeshader und kleinliches Machtsreben. Die Qyzylbaš, einst Träger des safawidischen Staatsgedankens, waren zu zuchtlosen Prätorianern herabgesunken, die das Reich an den Rand des Abgrundes brachten. Noch währte ja der Krieg mit dem Sultan, noch bedrohten die Özbeken Churāsān, während in den Provinzen Persiens die Empörung aufflackerte.

\*

Im Verlauf eines dieser Aufstände rief um 1580 eine Gruppe von Stammesemiren in Herāt den Prinzen ʿAbbās zum Gegenkönig aus. Damit tritt die Gestalt auf den Plan, die den sich ständig verschärfenden Konflikt zwischen Qyzylbaš und Iranern lösen sollte, und zwar zum Nachteil derjenigen, die den Prinzen auf den Thron gehoben hatten.

Als 1587 der 16jährige ʿAbbās den Marsch nach Qazwīn unternahm, erreichte er zwar mühelos die Abdankung seines Vaters, doch harrte seiner die schwere Aufgabe, das Reich in letzter Stunde vor dem drohenden Untergang zu retten. Mit bewundernswertem Geschick und staatsmännischem Weitblick faßte er die Probleme an. Zunächst mußte er der aufsässigen Emire Herr werden und der zerfallenden Armee neue Schlagkraft verleihen. Mit orientalischen Mitteln entledigte er sich seiner nächsten Feinde, eben jener Männer, die ihm zur Macht verholfen hatten, um sich seiner als willenloses Werkzeug zu bedienen. Gleichzeitig wurde die Ordnung im Lande wiederhergestellt, eine Empörung nach der andern niedergeschlagen und die Rädelsführer der rebellischen Qyzylbaš vernichtet.

Etliche Jahre später erfolgte die Reorganisation der Armee, die durch zwei wesentliche Neuerungen gekennzeichnet ist: die eine betrifft die Zusammensetzung, die andere die Ausrüstung. Die Qyzyłbaš-Truppen, deren überhandnehmenden Einfluß bereits Schah Tahmāsp, allerdings mit geringem Erfolg, einzuschränken versucht hatte, wurden stark vermindert. Unabhängig von ihrer Organisation entstanden neue Verbände, die sich aus nichttürkischen Mannschaften rekrutierten, vornehmlich zum Islam bekehrten Georgiern und Armeniern. Damit wurde das Stammesprinzip, das sich so unheilvoll ausgewirkt hatte, zugunsten der Zentralgewalt zurückgedrängt: entscheidend war jetzt die Bindung an den Herrscher, nicht mehr der Stammeszusammenhalt. Auf der andern Seite wurde die Bewaffnung dem technischen Fortschritt angepaßt. Unter britischen Lehrmeistern wurde die bis dahin verachtete Artillerie eingeführt und ein Verband persischer Büchenschützen geschaffen.

In der klaren Erkenntnis, daß unter den bestehenden Verhältnissen ein Zweifrontenkrieg nicht zu gewinnen sei, verstand sich der Schah zu einem ungünstigen Frieden mit der Pforte. Er verzichtete auf türkischbesetzte Gebiete in Georgien und Āzarbāiğān, darunter sogar auf die frühere Hauptstadt Tabriz und einen Teil der Provinz Luristān. Doch nicht nur dies: er gab das Versprechen ab, daß fortan in Persien die Verfluchung der drei ersten Chalisen unterbleiben werde und sandte einen Prinzen aus königlichem Geblüt nach Konstantinopel.

Unterdessen brandschatzten die Uzbeken Churāsān. Die den Schiiten heilige Stadt Meschhed (Mašhad) wurde geplündert, die schiitischen Heiligtümer geschändet, die Bekenner der Schia verfolgt; andern Plätzen widerfuhr das gleiche Schicksal. Doch erst 1598 konnte 'Abbās zum Gegenschlag ausholen. Zu guter Stunde: denn innere Wirren hatten die Schlagkraft des Feindes geschwächt, so daß der persische Stoß die drohende Gefahr im Osten für alle Zeiten bannen konnte.

Drei Jahre später erfolgte die Auseinandersetzung mit den Türken. In Konstantinopel neigte sich um diese Zeit die schwächliche Herrschaft Mehmeds III. ihrem Ende zu. Die Türken litten an den Folgen des Krieges mit Österreich; in Anatolien wütete ein religiöser Aufstand. Nun trug die Reorganisation der persischen Armee ihre Früchte. Tabriz wurde wieder persisch, und auch Bagdād wechselte den Besitzer, allerdings nicht zum letztenmal.

Anfang des 17. Jahrhunderts hatte 'Abbās sein Land wieder aus der Krise befreit, in der es sich bei seinem Regierungsantritt befunden hatte. Die äußeren Feinde stellten keine wesentliche Gefahr mehr dar. Im Lande herrschten Ruhe und Ordnung, zu deren Sicherung wirksame Maßnahmen getroffen wurden. Unter diesen Voraussetzungen blühten Handel und Wandel. Mit sympathischer Toleranz ermutigte Schah 'Abbās die Tätigkeit abendländischer Kaufleute. Er sorgte für die Errichtung von Straßen und leitete eine ausgedehnte Bautätigkeit ein, von der hernach noch die Rede sein wird. An die Stelle von Qazwīn, wohin sein Großvater die Hauptstadt verlegt hatte, trat nun Işfaḥān im Herzen des Landes. Diese Stadt wurde zu einem Zentrum europäischer Kaufleute, Diplomaten und Missionare.

Durch seine bedeutsamen Leistungen hat sich Schah 'Abbās volles Anrecht auf den Titel „der Große“ erworben. Von zeitgenössischen Beobachtern wird er als kenntnisreicher und klug urteilender Monarch geschildert, gerecht, wenn auch von unerbittlicher Strenge. So wußte er sich bedingungslosen Gehorsam zu verschaffen und forderte von seinen Untertanen Wahrhaftigkeit, so daß es bald hieß, vor dem Schah habe keine Lüge Bestand, er verkehre mit der unsichtbaren Welt. Andererseits: waren die Voraussetzungen des Gehorsams und der Wahrhaftigkeit erfüllt, sah er großzügig über kleine Verfehlungen hinweg, und man durfte bei ihm guter Behandlung sowie der Erfüllung berechtigter Ansprüche sicher sein. Freilich auch 'Abbās hatte menschliche Schattenseiten, wie sie für uns oft das Bild orientalischer Despoten verdunkeln: einen seiner Söhne ließ er meucheln, einen andern blenden.

Die glanzvolle Herrschaft 'Abbās' des Großen fand 1629 ihr Ende. Der nächste Großkönig, Schah Šafī (1629—1642) vermochte nicht das Land auf der bisherigen Höhe zu halten. Wären nicht seine unmenschlichen Greuelthaten gewesen, hätte das Volk kaum gewußt, daß es einen Herrscher hatte, so gering war seine Anteilnahme an den Geschicken des Reiches. Sein Schreckensregiment hat ihm den traurigen Ruhm des grausamsten Herrschers auf dem Throne Persiens eingetragen.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts erwuchs dem Lande noch einmal eine würdige Herrschergestalt: Schah 'Abbās II. (1642—1667). Persische Chronisten und abendländische Reisende bekunden in ihren Berichten einstimmig das Lob seiner Gerechtigkeitsliebe. Übergriffe von Statthaltern und Beamten, zu andern Zeiten im Orient eine Selbstverständlichkeit, ahndete er mit unerbittlicher Strenge und gewann so die Zuneigung des Volkes. Doch auch beim Feinde wußte er sich Achtung zu verschaffen. Damals in Persien lebende Europäer rühmen ihn als unverhohlenen Beschützer der Christen, mochten sie seine eigenen Untertanen oder Fremde sein.

So verschieden die beiden letzten Könige aus dem Geschlecht der Safawiden in menschlicher Hinsicht waren, als Herrscher haben beide versagt. Sulaimān (1667 bis 1694) wird als trunksüchtiger Gewaltherrscher geschildert. Große und Höflinge zitterten vor seiner Willkür. Anders sein Sohn Schah Ḥusain (1694—1722): Maßlos wie die Grausamkeit Sulaimāns war die Milde dieses letzten Vertreters seines Hauses, im Grunde aber nichts anderes als eine Folge menschlicher Schwäche. Er entfaltete eine exaltierte Religiosität, die ihm den Spitznamen „Mullā Ḥusain“ eintrug, wir würden etwa „Kaplan Ḥusain“ sagen. Zwar verdankten theologische und auch gewisse literarische Bestrebungen seinem religiösen Eifer manche Förderung, doch gewann die schiitische Geistlichkeit einen unheilvollen Einfluß im staatlichen und kulturellen Leben. Für seine Herrscheraufgaben hatte er nicht das mindeste Interesse. Selbst staatsmännischer Begabung bar, überließ er die Regierungsgeschäfte seinen Ministern und Eunuchen, deren Willkür um so drückender war, als Eingriffe von seiten des Königs nicht erwartet werden konnten.

Alles in allem haben die letzten vier Könige aus dem Hause der Safawiden keine nennenswerten Leistungen hervorgebracht. Selbst ihre Fehler wirkten sich weniger

unmittelbar auf das Volk als auf die Großen ihrer Umgebung aus. Im übrigen zehrten sie alle von den Errungenschaften ihres großen Ahnen 'Abbās I. Seit seinen Tagen bis zum Sturz der Dynastie im Jahre 1722, also ein ganzes Jahrhundert hindurch, erfreute sich das Land zum erstenmal seit Generationen gedeihlicher Verhältnisse. Lesen wir den Bericht eines französischen Beobachters aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über die persischen Bauern, also diejenige Schicht, der es in Persien zu allen Zeiten am schlechtesten ging: „Sie erfreuen sich ziemlichem Wohlstandes, und ich kann versichern, daß es in den fruchtbarsten Ländern Europas unvergleichbar elendere Bauern gibt. Ich habe allenthalben persische Bäuerinnen mit silbernem Halsschmuck gesehen sowie mit schweren Silberreifen an Hand- und Fußgelenken, mit Ketten aus lauter Silber- oder gar Goldstücken, die vom Hals bis zum Gürtel herabhingen. Ebenso sieht man Kinder mit Korallenketten um den Hals. Männer wie Frauen tragen festes Schuhwerk und gute Kleidung. Mit Geschirr und Hausrat sind sie wohlversehen.“

Doch scheint dieser anhaltende Wohlstand Persien nicht *nur* zum Heile gereicht zu haben, wenigstens lautet so das Urteil zeitgenössischer Berichterstatter. Als nämlich im Jahre 1722 afghanische Stämme plündernd in Persien einbrachen, fehlte es an ausreichenden Kräften zur Abwehr dieses nicht einmal besonders starken Feindes. Die Afghanen stürzten zwar das Herrschergeschlecht, vermochten aber nicht, sein Erbe anzutreten. Daß das Reich überhaupt ihrem Ansturm erlag, erklärt sich aus seiner ganzen Eigenart, die nämlich nach einer starken Herrscherpersönlichkeit verlangte. Eine solche ward ihm aber seit 'Abbās I. nicht wieder zuteil. Wie war das möglich? Die Erkenntnis, daß die Existenz mehrerer regierungsfähiger Prinzen eine Gefahr bedeutete, hatte dazu geführt, sie zu beseitigen oder in die Abgeschlossenheit des Harems zu verbannen. So war seit 'Abbās zwar die Möglichkeit einer Usurpation ausgeschaltet, doch konnte der Thronfolger weder auf sein Amt genügend vorbereitet werden noch den Ambitionen herrschsüchtiger Eunuchen entgehen. Doch nicht nur Degeneration und Haremsintrigen bildeten die Ursache für den Zusammenbruch der safawidischen Herrschaft. Die Reformen Schah 'Abbās' des Großen hatten zwar den übermächtigen Einfluß der Qyzylbaš gebrochen, sie hatten aber zugleich die theokratische Grundlage zerstört, auf der einst Isma'īl den Staat errichtet hatte. Kein neues Prinzip von ausreichender Stärke war an die Stelle des alten Šūfi-Ideals getreten. Zudem war auch die neu geschaffene Armee auf die Dauer nicht vor dem zersetzenden Zwiespalt ihrer heterogenen Bestandteile bewahrt geblieben. Noch eine andere Entwicklung, die dem Staat auf die Dauer von Schaden war, hatte die Ausschaltung der Qyzylbaš-Emire eingeleitet, nämlich die Umwandlung früherer Lehensgebiete in Kronländer.

\*

Schließlich gehen die Safawiden den Weg aller orientalischen Dynastien; was sie aber aus der großen Zahl verwandter Erscheinungen heraushebt und unter den

vielen religiösen Strömungen, die in politische und staatenbildende Formen einmünden, unserem Interesse empfiehlt, ist die Gründung eines starken Staates von beträchtlicher Lebensdauer, zweitens die kulturelle Blütezeit eines Landes, dessen Baudenkmäler zu den edelsten Schöpfungen orientalischer Architektur überhaupt gehören.

Hatte schon der gebildete Schah Tahmāsp seine politische Bedeutungslosigkeit bis zu einem gewissen Grade als Förderer der schönen Künste wettgemacht, so verwandelten erst recht die Bauten seines Enkels 'Abbās die Hauptstadt Iṣfahān in ein Kleinod persischer Gestaltungskraft. Der kunstliebende Herrscher prägte in gewissem Sinne das Bild der persischen Stadt durch die mit Flankiertürmen und Kuppeln reich ornamentierten Sakralbauten über kreuzförmigem Grundriß. Maṣhad und Ardabīl, die heiligen Städte des schiitischen Glaubens, Tabrīz und Qazwīn, die Vorgänger Iṣfahāns als Metropole, vor allem aber die Küstenprovinz Māzandarān, die sich besonderer Vorliebe des Herrschers erfreute, erglänzten in stets neuer Pracht ihrer Paläste und Moscheen.

Mag uns ein Blick auf das safawidische Iṣfahān genügen! Als breites Rechteck klafft hier in der Mitte des Stadtbildes der Königs-Maidān, ein Platz von beinahe 400 m Länge. An seiner südlichen Schmalseite entzücken uns die bunten Fliesen, hohen Gewölbe, Kuppeln und Minarette der Königsmoschee. In der Mitte der westlichen Längsseite öffnete sich einst der Zugang zu den königlichen Gärten und lauschigen Parkbauten: *Ala Qapu* = „die Bunte Pforte“, ein noch heute erhaltenes palastartiges Torgebäude, dessen Terrasse mit vergoldetem und bemaltem Dach dem König Ausschau über seinen Maidān bot. Die Gärten selbst umschließen mit dem Vierzig-Säulen-Palast (*Čihil-Sutūn*) das bedeutsamste königliche Bauwerk. Auch hier gewahren wir eine Terrasse, deren Dach auf geschnitzten Holzsäulen ruht. Die Gesamtwirkung wird durch das Grün der Gärten, das Plätschern der Springbrunnen noch erhöht. Am Königsplatz liegt auf der Gegenseite zu Ala Qapu die von Scheich Luṭfullāh, dem Schwiegervater 'Abbās' des Großen, gestiftete Moschee, deren Innenraum durch Mosaiken in feinen Farbtönen ganz besonders gefällt. Über die Innenseite der Kuppel scheint ein Schleier zartester Spitzen ausgebreitet, die Wände prangen im Schmuck der Schriftbänder nach meisterhaften kalligraphischen Vorlagen. Um die Außenseite der Palastgärten führt die Platanen-Allee Čahār Bāg zur Allāh-Werdi-Chān-Brücke, die den Zājandā-Rūd mit 33 Spitzbogen überspannt: ein safawidisches Meisterstück. Das Iṣfahān des 17. Jahrhunderts! Vergegenwärtigen wir uns eine reiche architektonische Nachblüte, so umfassen wir mit diesem kurzen Überblick das künstlerische Bekenntnis einer Dynastie.

Neben der Architektur verdient die Malerei besonders hervorgehoben zu werden. Zwar nimmt sie im islamischen Kulturkreis nicht den uns gewohnten Platz ein, und wir dürfen froh sein, daß sie unter schiitischem Einfluß möglich und begünstigt wurde. Der große Meister Behzād, der beim Ende der Herāter Timuridenherrschaft in Isma'il I. einen neuen Gönner fand, setzte im Safawiden-

reich sein Wirken fort, das nicht ohne Einfluß blieb. So ermutigt der selbst künstlerisch tätige Schah Ṭahmāsp die Maler zu jenen Leistungen, in der Hauptsache Miniaturen, aber auch Wandmalereien, die von so großem Reiz für uns sind.

Die klassische Zeit des persischen Teppichs setzt schon im 15. Jahrhundert ein. Die Sammlungen des Abendlandes zeigen die edlen Erzeugnisse der safawidischen Staatswerkstätten, in denen sich eine alte Tradition mit neuem Schöpfergeist verband.

Allen diesen Leistungen vermag die Dichtkunst im safawidischen Persien nichts Ebenbürtiges gegenüberzustellen, eine für die Heimat des Firdausi und des Häfiz immerhin befremdende Tatsache. Was Wunder, wenn man die dichterische Muse Persiens mit Gāmī (15. Jh.) sterben läßt. Das trifft indessen nicht zu. Auch die Safawidenzeit kennt gewisse Dichter von Rang, die allerdings nicht in der Heimat, sondern in Indien wirken. Persien selbst erfreut sich dichterischen Rufes erst wieder in nach-safawidischer Zeit. Wie kommt es nun, daß unter den Safawiden nicht ein einziger großer Dichter zu nennen ist? Der Dichter in Persien ist Hofpoet, Panegyriker katexochen. Er bedarf eines Mäzens. Die safawidischen Herrscher aber richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Ausbreitung und Pflege des schiitischen Bekenntnisses. Ihre Hilfe galt eher den Theologen als den Literaten, und so erklären im Einklang mit der schiitischen Auffassung Könige wie Ṭahmāsp und 'Abbās, der Dichter habe seine Kunst in den Dienst 'Alis und der Imame, nicht aber des Herrschers selbst zu stellen. Das ist das Ende der Panegyrik. Was die andern poetischen Hauptrichtungen, das Sūfitum und die verinnerlichende Mystik anbelangt, so ist hierfür unter den Safawiden, namentlich unter ihren späteren Vertretern, kein Platz mehr. Einrichtungen wie Klöster und Klausen, Einsiedeleien und Mönchsherbergen erfahren von ihrer Seite keine Unterstützung und geraten in Verfall.

Fassen wir zusammen: die safawidische Reichsgründung ist ein Staat, der ganz Persien umfaßt und persisches Gepräge trägt. Zum erstenmal in islamischer Zeit deckt sich die bildende Kunst mit dem überkommenen persischen Raumbegriff und stellt damit die Verbindung zu den großen Epochen vor der arabischen Eroberung wieder her. Wir knüpfen daran zwei Fragen, zunächst: Welches war die Bedeutung dieses Herrscherhauses für Persien, genauer: für das persische Volk?

Die Schlacht von al-Qādisijja (636) hatte Persien zu einer Provinz des Chalifats gemacht. Gewiß, an Staatsgründungen auf persischem Boden hatte es hernach nicht gefehlt, aber die eigentlichen Urheber waren immer nur Fremde gewesen und Fremde geblieben: Türken, Mongolen, Tataren. Alles, was an nationalen Ansätzen in Erscheinung trat, blieb jedesmal nur auf einen Teil des Landes beschränkt. Erst den Safawiden war es vorbehalten, in islamischer Zeit einen persischen Nationalstaat zu schaffen, der das ganze Land umfaßte. Freilich ist unter Nationalität in diesem Zusammenhang etwas anderes zu verstehen, als der heutige Begriff besagt. Vor allem beruht diese Nationalität nicht auf Sprache und Rasse.

Aufschlußreich ist in dieser Beziehung das Detail des in *türkischer* Sprache dichtenden Reichsgründers und seines *persisch* schreibenden Gegners Sultan Selim! Vergleicht der letztgenannte doch in einem Schmähbrieff an Isma'îl sich selbst mit den iranischen Königen der Sage und gleichzeitig den Safawiden mit dessen türkischen Widersachern. Mit einer für uns verblüffenden Leichtigkeit tauschen die feindlichen Nationen miteinander sozusagen Sprache und Gewand. Wir haben gehört, daß die Kampfparole der Scharen Isma'îls türkisch war. Noch zu Ende des 17. Jahrhunderts berichtet der deutsche Forschungsreisende Engelbert Kaempfer in seinen „*Amoenitates exoticae*“, die am persischen Hofe gebräuchliche Sprache sei das Türkische im Gegensatz zu der persischen Umgangssprache des einfachen Volkes. Des Türkischen nicht mächtig zu sein, gereiche dem achtbaren Manne fast zur Schande. Nicht Sprache und nicht Abstammung, sondern das schiitische Bekenntnis war der ausschlaggebende Faktor des von den Safawiden geschaffenen Nationalgefühls. *Qyzylbaş*, ursprünglich nur der safawidische Glaubenskrieger, wird im Munde der Feinde Persiens schon früh die Bezeichnung für den Perser schlechthin. Wir kennen diesen Religionsnationalismus aus der Geschichte der orientalischen Völker zur Genüge. Als räumlicher Faktor hat das iranische Hochland das Werden des neuen Persertums mitbeeinflusst.

Und nun die zweite Frage: Welches ist die Bedeutung der Safawiden im Rahmen der Weltgeschichte?

Schon Uzun Hasan, der Vorläufer der Safawiden, trat als Bundesgenosse des Papstes und Venedigs auf. Die safawidische Reichsgründung rief im Abendland sogleich den Gedanken wach, diese neue Macht gegen die Türken auszuspielen. Papst Leo X. und Kaiser Maximilian trugen sich mit dem Plan einer abendländischen Allianz. Die Folgezeit bringt eine ganze Reihe diplomatischer Missionen zwischen Europa und Persien. Besonders lebhaft waren die Verhandlungen zwischen Kaiser Rudolf II. und 'Abbās dem Großen. Wenn es zu wirksamen Abmachungen nicht gekommen ist, lag dies an der räumlichen Entfernung der beiden Partner, die mit damaligen Verkehrsmitteln nur in monate- oder jahrelangen Reisen zu überwinden war. Dennoch hat die Gemeinsamkeit der Interessen bedeutsame Folgen für beide Teile gehabt. Die Auswirkungen der türkisch-abendländischen Auseinandersetzungen für Persien haben wir berührt. Bedeutender noch sind, wie zu vermuten ist, die Folgen der türkisch-persischen Kriege für das Abendland. Hätten nicht die Safawiden den Osmanen immer wieder empfindliche Verluste beigebracht und starke türkische Kräfte an der persischen Grenze gebunden, so wäre wohl mit einem andern Verlauf der beiden Belagerungen Wiens und folglich der abendländischen Entwicklung zu rechnen gewesen. Aus dieser natürlichen Bundesgenossenschaft mit dem Abendland ergibt sich die weltpolitische Bedeutung der Safawiden.

*Auswahl aus dem Schrifttum*

- T. W. Arnold*, *Painting in Islam* (Oxford 1928).
- K. Bayani*, *Les Relations de l'Iran avec l'Europe Occidentale à l'Époque Safavide* (Paris 1937).
- L.-L. Bellan*, *Chah 'Abbas I<sup>er</sup>, sa vie, son histoire* (Paris 1932).
- Edward Granville Browne*, *A History of Persian Literature in Modern Times, 1500—1924* (Cambridge 1924).
- J. Chardin*, *Voyages du Chevalier Chardin en Perse et autres lieux de l'Orient*, hrsg. von *L. Langlès*, 1—10. (Paris 1811).
- Ioannes de Laet*, *Persia, seu regni Persici status variaque itinera in atque per Persiam* (Leyden, Officina Elzeviriana, 1633).
- Don Juan de Persia*: *Relaciones de Don Ivan de Persia dirigidas a la Magestad Catholica de Don Philippe III, Rey de las Españas* (Valladolid 1604); englische Ausgabe von *G. L. Strange*, *The Broadway Travellers* (London 1926).
- Dwight M. Donaldson*, *The Shi'ite Religion — A History of Islam in Persia and Irak* (London 1933).
- P. Raphaël du Mans*, *Estat de la Perse en 1660*, hrsg. von *Ch. Schefer* (Paris 1890).
- Don Garcia Figueroa de Silva*, *Comentarios de la Embajada... al Rey Xa Abas de Persia* (Madrid 1903); französische Ausgabe von *A. de Wicqfort* (1667).
- Sir Thomas Herbert*, *Some Yeares Travels* (1665); gekürzte Ausgabe von *Sir W. Foster*, in: *The Broadway Travellers* (London 1928).
- Walther Hinz*, *Iran, Politik und Kultur von Kyros bis Rezâ Schah* (Leipzig 1938).
- Ders.*, *Irans Aufstieg zum Nationalstaat im 15. Jahrhundert* (Berlin und Leipzig 1936).
- Ders.*, *Schah Esma'il II. — Ein Beitrag zur Geschichte der Safawiden*, in: *Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen*, 36, II (1933).
- Paul Horn*: *Geschichte Irans in islamischer Zeit*, in: *Grundriß der iranischen Philologie*, Bd. II (Straßburg 1900).
- Engelbert Kaempfer*, *Am Hofe des Persischen Großkönigs (1684—85)*; das erste Buch der „*Amoenitates Exoticae*“ in deutscher Bearbeitung, hrsg. von *Walther Hinz* (Leipzig 1940).
- Vladimir Minorsky*, *Tadhkirat al-Mulūk, a Manual of Safavid Administration, Persian Text in Facsimile, translated and explained* (Gibb Memorial Series, New Series, XVI) (London 1943).
- Ders.*, *The Middle East in Western Politics in the 13th, 15th and 17th Centuries*, in: *Journal of the Royal Central Asian Society*, Vol. XXVII (London 1940).
- Ders.*, *The Poetry of Shah Isma'il I*, in: *Bulletin of the School of Oriental Studies*, Vol. 10 (London 1940—42).
- Adam Olearius*, *Offt beehrte Beschreibung der Newen Orientalischen Reise* (Schleswig 1647).
- Hans Robert Roemer*, *Der Niedergang Irans nach dem Tode Isma'îls des Grausamen 1577 bis 1581* (Würzburg 1939).
- Sanson*, *Voyage ou relation de l'Etat present du royaume de Perse*, (Paris 1695).
- Ghulām Sarwar*, *History of Shāh Ismā'il Šafawi* (Aligarh 1939).
- Bertold Spuler*, *Iran in früh-islamischer Zeit. Politik, Kultur, Verwaltung und öffentliches Leben zwischen der arabischen und der seldschukischen Eroberung 633 bis 1055* (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Veröffentlichungen der Orientalischen Kommission, Band II (Wiesbaden 1952).
- De Thevenot*, *Suite du voyage de Levant, seconde partie* (Paris 1674).
- Pietro della Valle*, *Viaggi* (Brighton 1843).